

Richard Schwartz

DIE EULE
VON ASKIR

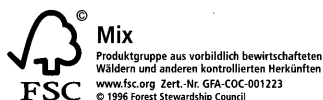


ROMAN

Piper München Zürich

*Sei unser Held! Mach mit und erlebe die Welt der Piper Fantasy.
Neugierig? Dann auf zu www.piper-fantasy.de*

Von Richard Schwartz liegen bei Piper vor:
Das Erste Horn. Das Geheimnis von Askir 1
Die Zweite Legion. Das Geheimnis von Askir 2
Das Auge der Wüste. Das Geheimnis von Askir 3
Der Herr der Puppen. Das Geheimnis von Askir 4
Die Eule von Askir



Originalausgabe

Mai 2009

© 2009 Piper Verlag GmbH, München

Umschlagkonzeption: Büro Hamburg

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München – www.hildendesign.de

Umschlagabbildung: Frank Fiedler

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Papier: Munken Print von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-26674-1

Es ist Nacht in Askir, der Stadt des Ewigen Herrschers. Eine dunkle Nacht, verhangen mit schweren Wolken, die beide Monde verdecken, als ob selbst die Götter nicht hinsehen wollen.

Es ist ein ungleicher, aussichtsloser Kampf dort unten am Hafen der alten Stadt. Ein Mann, eber dürr als kräftig, ringt um sein Leben, und sein Gegner ist er selbst.

Er ist nicht allein an diesem Ort. Wenn es Nacht wird, drücken sich in den dunklen Löchern die Hafenratten herum, die das Licht des Tages scheuen. Zwei dieser düsteren Gesellen betrachten staunend den bizarren Kampf des Dieners.

Die klammen Hände, mit sich selbst ringend, umfassen einen Dolch, wie ihn ein Krieger trägt und nicht ein Diener. Keuchend sinkt der Mann zu Boden. Der dunkle Stoff seiner kostbar bestickten Hose saugt das Wasser der Pfütze auf, in die er gefallen ist.

Die Lippen des Mannes bewegen sich, er hält den Dolch mit beiden Händen, zitternd, aber unerbittlich bewegt sich die Spitze weiter voran, auf seinen Hals zu. Flucht er, oder ist es ein Gebet, das er da auf-sagt? Die Ratten in ihren Löchern sind zu weit entfernt, um es zu hören, sie können nur staunen, als der Dolch seinen Weg zum Hals des Mannes findet, die Spitze eindringt und das Blut fließt. Ein langer Schnitt von Ohr zu Ohr verursacht einen Schwall von Blut, der sich über den teuren Stoff ergießt. Das Röcheln hört man kaum, nur kurz sieht man blutige Blasen. Der Dolch fällt. Die Hände umgreifen nun den Hals, als ob sie retten wollten, was sie eben noch zerstört haben. Langsam sinkt der Mann auf den kalten Stein, schlägt hart auf und bleibt liegen. Sein Blut ist nicht minder salzig als das Wasser, mit dem es sich mischt. Einmal zuckt er noch, dann liegt er still.

Wie Aasgetier lauern sie in ihrem dunklen Loch und warten mit verschlagenem Blick darauf, ob der Körper noch einmal zucken wird. Der eine Leichenfledderer fragt sich schon, ob ihm die Schube dieses Dieners

wohl auch passen werden, als der Tote sich erneut bewegt, um mit beiden Händen an seinen Kopf zu greifen und ihn ganz langsam nach hinten zu drehen! Ein schreckliches Knirschen und Knacken ist zu vernehmen, dann erst liegt der Tote wieder still.

Die beiden Mordgesellen sind hartgesotten und haben schon viel gesehen – mehr als andere Augen sehen wollen –, doch dieser Anblick erschreckt auch sie. Sie warten einen Moment, dann noch einen, aber als der eine endlich seinen Mut wiederfindet, hört er von Norden her schon die Geräusche von vielen Sohlen. Der Schein von Fackeln warnt die Ratten. Sie haben zu lange gezögert, diese Beute ist verloren.

Mit einem Fluch drückt sich der eine in den Schatten, der andere folgt ihm, aber er flucht nicht, er betet.

1

Schwertkorporal Fefre kam der Hafen in dieser Nacht besonders unheimlich vor. Die Masten der Schiffe, die hier vertäut waren, bewegten sich leicht in der Dunkelheit, wie ein Wald, durch den ein Wind fährt, dazu kam noch das unheilvolle Knarren von Holz und Seil auf Stein und Metall, das leise Gurgeln des schwarzen Hafenwassers, das nur wenige Schritte von ihm entfernt gegen die steinerne Mole schlug. Ein kalter Wind wehte vom Seetor her, wirbelte den Nebel auf dem Wasser auf, drückte ihn wieder zur Seite und ließ den Korporal seinen Umhang fester um sich ziehen.

In der Ferne sah Fefre die beiden großen Leuchtfener auf den Türmen zu beiden Seiten der Hafeneinfahrt, die den Schiffen auch in dunkelster Nacht den Weg wiesen.

Und es konnte kaum eine dunklere Nacht als diese geben, mit den tiefen Wolken, die den Himmel und die beiden Monde verbargen, als ob selbst die Götter den Blick von dem abwenden wollten, was hier auf den kalten Steinen der Hafensemole lag.

Wie alle Seeschlangen trug auch Fefre ein festes Hemd aus lindgrünem Leinen, dazu Hosen aus dem gleichen Material, die in weichen, halbhohen Lederstiefeln endeten, mit Bändern festgeschnürt. Anders als die legendären Bullen der Reichsstadt trugen die Seeschlangen, die Marinesoldaten des Alten Reichs, nur eine leichte Panzerung, einen Brustpanzer aus gehärtetem Leder und mit sechs Wurfdolchen daran, deren Klingen genau über dem Herzen einen zusätzlichen Schutz boten. Nur gegen den kalten Wind half es nicht viel. Ein leichtes Rapier auf der linken Seite, ein mit Leder umwickelter schwerer Knüppel auf der rechten und an beiden Armen mit Stahl verstärkte Armschützer aus Leder vervollständigten die Ausrüstung. Ein langer Umhang gehörte ebenfalls dazu, wofür Korporal Fefre dankbar war, denn ohne ihn hätte er jetzt noch jämmerlicher gefroren, als er es ohnehin schon tat.

Abgesehen von dem Gurgeln des Wassers und dem Knarren der unzähligen Schiffe war es still hier im Hafen, so still, dass Fefre die Atemzüge seiner Kameraden hören konnte und das Knistern und Zischen der Fackel in seiner Hand laut in seinen Ohren klang.

»Halte die Fackel höher, Fefre«, riss die tiefe Stimme des Stabsleutnants ihn aus seinen Gedanken. »Und achte darauf, wohin sie tropft.« Der Mann, der neben dem Leichnam auf dem kalten Stein der Hafenstraße kniete, war groß und bullig, beinahe zu groß für die Lederrüstung einer Seeschlange, deren Schnallen sich fast nicht um den massiven Brustkorb schließen lassen wollten. Der Vorgesetzte besaß ein kantiges Gesicht, das wie aus Granit gemeißelt schien, und hellgraue Augen, die nur selten ihre Ruhe verloren.

Stabsleutnant Santer war ein Mann, von dem die abenteuerlichsten Geschichten erzählt wurden. Manche von ihnen entsprachen sogar der Wahrheit. Wie die, dass er sich einmal vor Jahren, als er noch ein junger Rekrut war und es nicht besser wusste, mit einer ganzen Hafenbande angelegt hatte, und er zum Schluss als Einziger noch stand. Eine wahre Legende, das konnte Fefre selbst bestätigen, bis auf das Ende. Denn Santer stand nicht, als Fefre ihn fand, sondern saß an eine Hauswand gelehnt, die Hand auf einen blutenden Einstich gepresst.

Legenden gab es viele im Hafen dieser alten Stadt, so auch die von den Seeschlangen, den Meeresungeheuern, die den kaiserlichen Marineinfanteristen ihren Namen liehen. Ungeheuer, die man bei ruhiger See und vollen Monden des Nachts tief im Hafenbecken kreisen sah, ein ferner Schimmer tief im Wasser, als ob die Kreaturen Laternen bei sich tragen würden. Im Hafen galt das Wort, dass man sich besser nicht mit Stabsleutnant Santer anlegen sollte, ebenso gut könnte man auch gleich mit den Seeschlangen um die Wette schwimmen.

Der Mann, der hier zu ihren Füßen lag, war niemand, der sich des Nachts hier hätte aufhalten sollen. Im Leben war er groß und schlank gewesen, fast schon dürr, und er trug die reichbestickte

Livree eines vornehmen Dieners. Jetzt im Tod war sein Gesicht eine Fratze, die Fefre nur ungern in seinen Träumen wiedersehen wollte.

»Nun, Fefre, bist du immer noch sicher, dass es eine gute Idee war, den beiden Bullen Seife ins Bier zu werfen?«, fragte Santer, während er mit spitzen Fingern dem Toten eine blutige Silberkette aus dem Kragen nestelte. Der Streich hatte ihnen als Strafe diese zusätzliche Nachtschicht eingebracht.

»Nun«, antwortete Fefre, »so dreckig, wie deren Mundwerk war, konnte ich einfach nicht anders!« Ein paar der anderen Seeschlangen, die zu ihrem Trupp gehörten, lachten. Auch sie hatten von dem Streich gehört, den Fefre den Bullen gespielt hatte.

Santer lächelte in die Dunkelheit hinein, als er einen der anderen Soldaten fragen hörte, was denn genau gestern Nacht in der *Dunklen Laterne* geschehen war. Die Antwort des Korporals ließ neues Gelächter folgen. Fefre und er waren vor elf langen Jahren zusammen zu den Seeschlangen gegangen. Von Anfang an waren die Bullen, die schwere Infanterie der Reichsstadt, Ziel von Fefres Schabernack und Späßen gewesen, was sicherlich dazu beigetragen hatte, dass er immer noch nur ein Schwertkorporal war.

Jetzt war Santer das Gelächter, das der Korporal mit seiner drolligen Art hervorrief, nur allzu recht. Es war nicht gut für einen Soldaten, in einer schwarzen Nacht wortlos auf einen Toten zu starren und dunklen Gedanken nachzuhängen.

Endlich gelang es Santer, den Verschluss der Kette zu lösen. Das Lächeln erstarb ihm auf den Lippen, als er erkannte, was er hier in den Händen hielt.

Er fluchte leise und sah zu dem Korporal hoch. »Götter!«, sagte er dann. »Das wird eine lange Nacht, Fefre. Dafür bist du mir etwas schuldig.«

»Warum?«, fragte Fefre neugierig.

Wortlos hielt Santer ihm den Anhänger hin, den er bei dem Toten gefunden hatte.

Fefre piffte leise durch sie Zähne, als er das Symbol erkannte.

»Vielleicht schicken sie uns die Eule«, sagte er und grinste breit.
»Das wäre doch mal etwas! Das dürfte sie wohl interessieren.«

»Eine Eule? Es gibt wieder eine Eule?«, fragte Santer überrascht. Er musste sich wohl verhöhrt haben. Seit fast siebenhundert Jahren hatte es keine Eulen mehr in Askir gegeben. »Wir haben wieder einen ausgebildeten Maestro? Jemand, der den Eid geschworen hat und in den Künsten der Magie ausgebildet ist? So jemanden?«

»Genau.« Fefre grinste. »Auch wenn ich nicht weiß, von welchem Eid du sprichst.«

»Es ist ein ganz besonderer Eid«, antwortete Santer abwesend, während sich seine Gedanken überschlugen. »Ein Eid, der magisch bindet und der verlangt, dass man sein ganzes Leben dem Reich und seinen Bürgern widmet. Ein Eid, der nicht gebrochen werden kann. Er ist ewig, und es heißt, er bindet sogar über den Tod hinaus. Ich dachte immer, es muss ein besonders mutiger und entschlossener Mann sein, der diesen Eid schwört.« Er schüttelte den Kopf. »Woher kommt dieser Maestro? Wieso habe ich noch nichts von ihm gehört?«

Fefre lachte. »Es ist kein Mann. Es ist eine junge Frau, gerade mal zwei Dutzend Jahre alt. Dass kaum jemand von ihr weiß, ist kein Wunder. Sie hat die letzten Jahre im Turm der Eulen verbracht, eingeschlossen in diesen weißen Mauern, wo sie nichts anderes tat, als die alten Bücher zu studieren, die dort verwahrt werden. Über zehn Jahre war sie dort drin.«

»Und woher willst du das alles wissen?«, fragte Santer ungläubig.

»Da gibt es diese Schankmagd, die in der *Silbernen Schlange* arbeitet. Sie sagte mir, sie habe sie selbst gesehen.« Fefre schaute ihn mit strahlenden Augen an. »Ich wette, sie schicken uns die Eule!«

Santer schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich denke, du willst mich auf den Arm nehmen. Gut. Ich wette zwei Silberstücke, dass sie uns keine Eule schicken.«

»Die Wette gilt. Ich kann das Silber gut gebrauchen, wenn du es verschenken willst.«

Santer winkte ab. »Und jetzt, Korporal Fefre, wirst du das Signal zur Hafenwacht durchgeben.« Er wies auf einen nahen Holzstapel. »Dort oben wird man die Fackeln von der Wacht aus gut sehen.«

Fefre warf einen skeptischen Blick auf den Stapel, der feucht und rutschig aussah. »Warum ich?«, fragte er.

»Warum nicht?« Santer grinste. »Und jetzt hinauf mit Euch, Korporal!«

2

Es war gut eine Kerzenlänge nach der letzten Glocke, als ein Lanzensergeant der Federn die breite Treppe vom Dach der Zitadelle herunterteilte, wo sich die Signalmasten befanden.

Er hoffte nur, dass der Schwertobrist noch nicht zu Bett gegangen war. Am nächsten Treppenabsatz standen vor einer schweren, reich verzierten Tür zwei Soldaten des Fünften Bullen, dessen Aufgabe es war, die Zitadelle zu schützen.

»Was gibt es, Sergeant?«, fragte der eine, während der andere schon die schwere Tür aufzog, ohne auf die Antwort zu warten. Er kannte den Mann, und es konnte nur einen Grund geben, weshalb er die Treppe herunterteilte

»Nachricht für Stabsobrist Orikes, Ser«, antwortete der Sergeant hastig und eilte weiter, noch bevor sich die schwere Tür ganz geöffnet hatte.

Es war die sechste Tür auf der rechten Seite, eines der besseren Quartiere mit Blick auf den Innenhof der Zitadelle. Schließlich war Orikes, der Obrist der Federn, nur dem Kommandanten selbst unterstellt und der höchste Vorgesetzte des Sergeanten, der nun tief Luft holte und klopfte. Zumindest, so stellte der Mann erleichtert fest, gab es einen Lichtschein unter der Tür.

Fast war es, als ob der Obrist ihn erwartet hätte, so schnell öffnete sich die Tür.

»Was gibt es, Lanzensergeant?«, fragte der Obrist freundlich. Er sah kaum aus, als ob er bereit wäre, zu Bett zu gehen. Mit seiner dunklen Tunika und der grauen Hose, den blankpolierten Stiefeln und dem grauen Gürtel mit der Tasche, die das Wahrzeichen der Federn war, sah er aus, als ob er sofort eine Parade abnehmen könnte.

Orikes mochte vielleicht Mitte fünfzig sein, aber er war noch immer außerordentlich gut in Form. Kein Wunder, dachte der Lanzensergeant. Schließlich trugen auch die Federn schwere Plattenrüstungen, und der Obrist hatte die seine über drei Dutzend Jahre lang getragen.

Stabsobrist Orikes war knapp über fünf Fuß groß, besaß kurze graue Haare und auffallend buschige graue Augenbrauen, unter denen ein paar blassgraue Augen den Lanzensergeant neugierig musterten. Es war ein freundliches Gesicht, ein Gesicht, das eher zu einem Priester gehört hätte als zu einem Soldaten.

»Signal von der Hafenwacht, Ser«, antwortete der Sergeant und salutierte, bevor er dem Obristen ein kleines Schreibbrett aushändigte, das mit einer eingehakten Lederklappe vor Wetter und allzu neugierigen Blicken geschützt war.

Der Obrist klappte das Deckleder zurück, las die Nachricht und runzelte die Stirn.

»Wartet hier«, sagte er zu dem Lanzensergeanten, der nicht im Traum daran gedacht hätte, einfach so zu gehen, trat zur Seite an ein Schreibpult und tauchte seine Feder in das stets bereitstehende Tintenfass. Schnell schrieb er ein paar Zeilen und reichte dann das abgedeckte Schreibbrett an den Lanzensergeanten zurück. »Lasst dies zum Ständetor durchgeben. Sie sollen einen Läufer zur aldanischen Botschaft schicken. Danke, Sergeant.«

»Ay, Ser!«, antwortete der, salutierte erneut und eilte davon. Orikes sah ihm nach und schmunzelte. Er konnte sich noch sehr gut daran erinnern, wie er sich gefühlt hatte, als er zum ersten Mal seinem obersten Vorgesetzten gegenübergestanden hatte.

Dafür hatte sich der Mann bewundernswert gehalten, ihm selbst war damals vor Nervosität das Schreibbrett aus der Hand gefallen.

Langsam schloss er die Tür, lehnte sich von innen gegen das Türblatt, und das Schmunzeln verging. Nach Jahrhunderten gab es endlich wieder eine Eule in Askir. Und obwohl er selbst wusste, wie viel harte Arbeit es gebraucht hatte, und obwohl sie ihn selbst darum gebeten hatte, zögerte er noch.

Er konnte sich noch sehr gut daran erinnern, wie er Desina das erste Mal gesehen hatte, ein kleines Mädchen mit feuerroten kurzen Haaren, Sommersprossen und einem trotzigem Gesichtsausdruck. »Der da«, hatte sie gesagt und mit dem Daumen auf den Lanzenleutnant der Bullen gezeigt, dessen gepanzerte Hand schwer auf ihrer zierlichen Schulter lag, »soll mich loslassen! Ich hab' nichts getan!« Und mit diesen Worten hatte sie sich unter der Hand des Bullen weggewunden und ihm vors Schienbein getreten. Unter dem schweren Panzer hatte der Mann wahrscheinlich nicht einmal etwas davon bemerkt, aber auch damals war es ihr wohl schon ums Prinzip gegangen.

Von harten, gepanzerten Händen in das große Arbeitszimmer eines Obristen geführt zu werden, und das auch noch in der Zitadelle mitten im Herzen Askirs, hatte schon gestandenen Männern die Knie zittern lassen, sie jedoch hatte wenig beeindruckt ausgesehen, als sie sich die Schulter rieb und neugierig umsah. Orikes hatte dem Mann ein Zeichen gegeben, dieser war zurückgetreten, hatte salutiert, den Raum verlassen und leise die Tür geschlossen.

»Weißt du, wer ich bin?«, hatte Orikes gefragt.

»Ihr müsst eine Feder sein«, lautete ihre Antwort. »Ihr habt viele Bücher. Wo bekommt man nur so viele Bücher her?«

»Weißt du, was eine Eule ist?«, fragte er sie schmunzelnd.

Sie sah ihn verwundert an. »Natürlich weiß ich das. Ihr meint ja nicht den Vogel. Aber ich habe nichts gestohlen. Die Würste lagen da so herum. Ehrlich«, sagte sie und sah ihn mit großen grünen Augen ganz unschuldig an.

»Weißt du auch über den Eulentaler Bescheid?«, fragte Orikes und nahm eine silberne Münze aus einer Schatulle. Er hielt sie hoch, sodass sie die Prägung der Eule sehen konnte.

»Ja«, sagte sie und schaute ihn misstrauisch an. »Deshalb ging ich ja rein in den Turm. Aber da war keine Tür!«

»Genau deshalb hat man dich hergebracht.« Orikes lächelte und kniete sich vor ihr hin. »Hast du Lust, eine Eule zu sein?«

»Nein!«, rief sie und griff schneller nach dem Taler, als der Obrist ihn hatte wegziehen können. »Der Taler reicht mir.«

Ihr Blick war eine deutliche Warnung davor gewesen, auch nur den Versuch zu wagen, ihr den Taler wieder wegzunehmen.

Es waren Katzenaugen, hatte der Obrist damals gedacht, und das hatte sich bis heute nicht geändert. Dieser funkelnde Blick war manchmal noch in ihnen zu sehen. Vor allem, wenn sie ihn daran erinnerte, dass sie kein kleines Mädchen mehr war.

Also, gut. Es war ein wichtiger Fall – und vielleicht genau das Richtige für sie. Er zog an einem Klingelzug an der Wand, und nur wenige Augenblicke später stand ein Läufer der Federn vor seiner Tür und salutierte.

»Eine Nachricht für die Maestra vom Turm...«, begann Orikes.

3

Eulen jagten in der Nacht. Auch Desina, Maestra vom Turm und die Prima der Eulen, war auf der Jagd, aber sie jagte keine Mäuse. Sie war weitaus Wertvollerem als Nagetieren auf der Fährte. Wissen, das seit Jahrhunderten verloren war.

Gut ein halbes Dutzend schwerer Folianten lagen aufgeschlagen auf den großen Tischen im Lesesaal im ersten Stock des Turms, und diesmal war sie sich fast sicher, dass sie sich auf der

richtigen Spur befand. Das alte Buch, das vor ihr lag, enthielt die Pläne der großen Schmiede am Arsenalplatz. Wenn es überhaupt möglich war, nach all den langen Jahren das zu finden, was Gildenmeister Oldin von ihr wissen wollte, dann in diesen alten Texten.

Geistesabwesend schob sie mit einer Fingerspitze ein kleines Licht zur Seite, das schräg hinter ihr über ihrem Kopf schwebte. Es war anstrengend, die verblasste Schrift zu lesen, und so fiel nicht auch noch ihr eigener Schatten auf das vergilbte Papier.

Dunkel war es gewiss nicht in diesem Saal. Über vier eisernen Schalen, die in silbernen Ketten von der hohen, hell getäfelten Decke hingen, schwebten kopfgroße Kugeln, die den großen Raum in gleichmäßiges, milchig weißes Licht tauchten.

Überall in der Stadt, vor allem entlang der großen Ausfallstraßen, die die Zitadelle mit den Außenbezirken verbanden, gab es noch immer die steinernen Obelisken, die an ihren Spitzen schmiedeeiserne Körbe trugen. Einst, so hieß es, hatten über diesen Körben gläserne Kugeln von gut einem Schritt Durchmesser geschwebt, die in der Nacht aus den Körben aufstiegen und Licht spendeten. Die meisten dieser gläsernen Kugeln waren schon lange verschwunden, heruntergefallen und zersplittert, nur hier und da gab es noch eine, die ruhig und still in ihrem eisernen Korb lag. Aber geleuchtet hatten sie schon lange nicht mehr.

Nur hier im Turm der Maestros, im Eulenturm, wie man ihn landläufig nannte, wirkte noch die alte Magie, und Desina war dankbar dafür. Ohne diese magisch leuchtenden Globen hätte sie schon Hunderte von Kerzen verbraucht. Das Licht aber, das sie eben so gedankenverloren zur Seite geschoben hatte, war ihr eigenes. Und noch vor wenigen Wochen wäre es ihr nicht möglich gewesen, es zu erzeugen.

Einst war der Weltenstrom durch diese Stadt geflossen, ein mächtiger Strom der Magie, doch dann plötzlich, vor über sieben Jahrhunderten, war er versiegt. Jetzt war nur noch ein Rinnsal von dem übrig, was einst die mächtigen Werke Askannons, des Ewigen Herrschers, und seiner Baumeister angetrieben hatte.

Manche der alten Magien, einst in Stein und Stahl, Glas und Gold verankert, hatten die Zeiten überdauert, andere verbrauchten sich, wie die gläsernen Globen, die nach und nach herabsanken, bis sie ausgebrannt und leer in ihren eisernen Körben lagen, oder herabstürzten und zersplitterten.

Doch vor fünf Wochen war überraschend der Weltenstrom zur Reichsstadt zurückgekehrt, und jetzt regten sich hier und da die alten Magien wieder. Was geschehen war und wie, das vermochte sich auch Desina nicht zu erklären, und doch, es war so. Endlich war es ihr möglich gewesen, die dritte Prüfung des Wissens abzulegen, an der sie so lange verzweifelt war, eben jene Prüfung, die ihr das Recht gab, die blaue Robe einer Maestra des Turms zu tragen. Sie war jetzt eine vollwertige Eule, die einzige Eule Askirs, und doch hatte sie noch so viel zu lernen, während sie gleichzeitig immer mehr Aufträge erhalten würde, mit deren Erfüllung sie dem Wohl der Stadt zu dienen hatte. Aufträge wie den, an dem sie gerade arbeitete.

In der alten Schmiede drüben am Arsenalplatz gab es ein großes Rad, das einst mächtige Walzstraßen und Hämmerwerke angetrieben hatte. Sie hatte es selbst ausgiebig studiert, ein riesiges Rad, hoch wie ein Haus, kunstvoll aus Stahl, Kupfer und Gold geschmiedet, gut fünfunddreißig Schritte im Durchmesser und gute sechs Schritte breit, so schwer, dass es ihr kaum vorstellbar schien, wie es einst aufgerichtet worden war, oder wie es gar möglich war, es mit seinen Lagerzapfen in den gewaltigen Rahmen aus Stahl einzuhängen, der es heute noch trug. Mit einem komplizierten Laufwerk aus breiten Lederriemen und Rädern und Stangen, die noch immer überall unter der Decke der alten Schmiede hingen, hatte dieses Rad einst die mächtigen Blasebälge, Hämmerwerke und Walzstraßen angetrieben.

Doch seit Jahrhunderten hatte es sich nicht mehr bewegt. Jetzt waren es Ochsen, die tagein, tagaus auf riesigen Tretmühlen die Bänder am Laufen hielten und doch nur einen Teil der alten Werke bedienen konnten.

Jahrhundertlang hatte man sich damit abgefunden, doch

jetzt, da die Magie wieder floss, hier und da vereinzelt sogar die Globen auf den Obeliskem emporstiegen, um die Straßen mit ihrem sanften Licht zu erfüllen, hatte der Gildemeister der Schmiede, Meister Oldin, Desina gebeten, herauszufinden, ob es nicht doch möglich wäre, dieses alte Rad wieder in Bewegung zu setzen.

Sie las weiter, las von den Fundamenten und einem mächtigen Kristall, der in den Tiefen der Schmiede eingesetzt worden war. Ein Gedanke kam ihr, eine Idee ... Sie hatte von diesen Kristallen schon in alten Texten gelesen, wo nur hatte es gestanden? Sie spürte, dass sie nahe daran war, das Rätsel zu lüften ...

Die Glocke läutete neben ihrem Ohr und ließ sie zusammenzucken.

Seit zwölf Jahren studierte sie die Magie der Eulen, manches verstand sie mittlerweile, das meiste blieb ihr noch immer verborgen, darunter eine besondere Eigenart des Turms. Wenn jemand unten neben dem Eingang an der Glockenstange zog, läutete die Glocke genau dort, wo sie sich gerade in diesem Moment befand!

Sechsendreißig Zimmer hatte sie zur Auswahl, unzählige Räume und Gänge, aber egal, wo sie sich aufhielt, und war es auch in den tiefsten Katakomben des Turms, immer läutete diese Glocke nur einen Schritt von ihrem Ohr entfernt.

Vor knapp drei Jahren hatte sie ihr jetziges Zimmer für sich auserkoren, es war das größte von allen und besaß sogar ein eigenes, sich magisch erhaltendes Bad. Es hatte dem letzten Primus der Eulen gehört, und insgeheim hatte sie sich erhofft, dass wenigstens diese Räume vor der Glocke verschont blieben, aber nein, sie läutete auch dort. Es war dieser Klang, der sie jetzt aus ihren Gedanken riss, ein hell tönender Glockenschlag, der ihre Gedanken mit einem hellen Ton zerfaserte und zugleich das kleine Licht verlöschen ließ.

Schwer ließ sie ihren Kopf auf das dicke Buch vor sich fallen und seufzte. So nahe war sie der Lösung noch nie gewesen! Und wieder, wie schon so oft zuvor, nahm sie sich vor, als Nächstes

herauszufinden, wie die Glocke wirkte und, vor allem, wie sie sie endlich zum Schweigen bringen konnte.

Wenn sie bei der Arbeit war, verlor sie oft jedes Gefühl für die Zeit. Ein Blick aus dem Fenster zeigte ihr finsterste Nacht und eine ferne Laterne irgendwo auf den Zinnen der Zitadelle. Es war wohl schon spät. Also war zu vermuten, dass es wichtig sein musste. Jeder wusste, dass man die Maestra nicht leichtfertig stören sollte.

Mittlerweile erhielt sie nicht mehr oft Besuch. Die meisten ihrer Lehrmeister wussten, dass sie ihr nicht mehr helfen konnten, sie hatte gelernt, was sie ihr beibringen konnten, den Rest des Wegs musste sie allein gehen.

Es war Stabsobrist Orikes, den sie am häufigsten sah, mindestens einmal die Woche erstattete sie ihm persönlich Bericht. Wenn sie etwas von Interesse herausfand oder einen Auftrag erledigt hatte, war es mittlerweile sie selbst, die ein Treffen mit den Handwerksmeistern einberief, um es ihnen darzulegen.

Also hatte sie meist ihre Ruhe.

Aber jetzt war sie eine Eule, trug die Robe und damit auch die Verpflichtungen des Eids. Desina hatte trotzdem gehofft, dass sie nur selten aus ihren Studien gerissen würde.

Sie eilte nach unten. Für sie existierte die massive Eingangstür nicht, die ihr von anderen beschrieben wurde. Sie konnte einen Blick auf ihren Besucher werfen und herausfinden, wer der Störenfried war, ohne dass dieser sie überhaupt wahrnahm. Er sah nur eine abweisende Tür.

Es war ein Läufer der Federn, der ein Schreibbrett in den Händen hielt und unsicher den Blick gesenkt hatte. Sie zog die Kapuze ihrer blauen Robe tief ins Gesicht, bis nur noch Mund und Kinn zu sehen waren, und trat hinaus.

»Nachricht vom Obristen der Federn«, teilte ihr der Läufer mit und salutierte. Sie nahm das Brett entgegen und löste das Leder. Sie brauchte nicht lange, um zu lesen, was dort stand. Ein Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie verstand, was diese Nachricht bedeutete. Eine arme Seele hatte dort unten am Hafen ihr

Schicksal ereilt, das war gewiss nichts Schönes, aber für sie bedeutete es ebenso, dass Stabsobrist Orikes sie endlich beim Wort nahm.

Jetzt erst war sie wahrlich eine Maestra des Turms!

»Danke, Korporal«, sagte sie und eilte nach oben, um ihr Schwert zu holen, das sie neben dem Bett vergessen hatte.